Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage
zur
Deutschen Rundschau

Nr. 216. Bromberg, den 8. Dezember 1925.

Die Siegerin.

Roman von Hans Schulze-Soran.

(23. Fortsetzung.) ——

Ellen hatte nach dem Bruch mit Harry Laudon sofort freiwillig auf allen Luxus verzichtet, der von jenem einst so überreich auf sie ausgeschüttet worden war.

Sie hatte schon am Tage nach der Unterredung mit seinem Rechtsvertreter ihre Villa in der Rauchstraße geräumt und war in eine Pension am Nollendorfplatz übergesiedelt, zugleich damit war durch ihren eigenen Anwalt an Harry Laudon eine offizielle Mitteilung ergangen, daß sie ihr Konto bei der Deutschen Bank als erloschen betrachte und ihm ebenso seine gesamten Geschenke an Schmuck- und Brillantsachen wieder zur Verfügung stelle.

Mit einem Gefühl freudigen Stolzes hatte sie die Ketten ihrer goldenen Knechtschaft abgestreift, weil sie für dies Opfer etwas anderes einzutauschen hoffte, das ihr kostbarer dünkte als alle Schätze der Welt, die Liebe eines Mannes, dem sie selbst von ganzem Herzen zugetan war.

Aus der flackernden Leidenschaft der ersten Wochen war allmählich eine tief, heiße Liebe herausgewachsen, die sich von Tag zu Tag immer mehr verinnerlicht, geläutert hatte und Ellens ganzes Wesen wie eine stille, reine Flamme durchglühte.

Seit langem schon war sie sich darüber klar, daß sie in dieser Liebe ihr Schicksal gefunden hatte, daß ihr in Kurt der Mann entgegengetreten war der die Ergänzung ihres Lebens bilden mußte, wenn anders ihr dies Leben überhaupt noch lebenswert erscheinen sollte.

Und nun sah sie mit einem tiefen Bangen, wie Kurt sich innerlich immer weiter von ihr entfernte.

Vergebens sann sie nach einer Ursache für die so seltsame Entfremdung, die sie in den ersten Augenblicken eifersüchtiger Wallung dem Einfluß einer neuen Rivalin zugeschrieben hatte. Sehr bald aber war sie innegeworden, daß ihr Verdacht nach dieser Richtung hin vollkommen unbegründet war, daß Kurt dem peinigenden Argwohn, mit dem sie eine jede Miene seines Gesichts beobachtete, auch nicht die geringste Nahrung gab.

Es mußte ein Anderes, Unbekanntes sein, was diese unerklärliche Wandlung des Geliebten hervorgerufen hatte, der mit der Zerfahrenheit und Sprunghaftigkeit seines Denkens und Tuns nur zu deutlich dokumentierte, daß irgendein geheimes Leid an seiner Seele nagte.

Es dunkelte bereits, als Kurt mit Ellen durch den Tiergarten zum Westendtheater hinüberfuhr und von hier zu Fuß nach der Steglitzer Straße weiterging in einer unbestimmten, quälenden Empfindung, daß er Lotte heute einmal sehen und sprechen müsse.

Dann stand er lange Zeit und schaute zu den Fenstern der Hausmannschen Wohnung empor.

In beiden Vorderzimmern war Licht, die Silhouette eines Mädchenkopfes erschien zuweilen auf dem weißen Linnen der hellerleuchteten Vorhänge.

Ob Lotte zu Hause war?

Minutenlang dachte er daran, einfach zu ihr hinaufzugehen, ihr alles zu bekennen und ihre Verzeihung zu erbitten.

In peinvoller Unentschlossenheit kam er endlich zögernd über den Straßendamm und zog die Klingel zur Portierloge.

In demselben Augenblick nahte von der Potsdamer Straße eine Privatequipage, zwei mächtige Orlofftraber mit fußlang flatternden Schweifen rissen die leichte Karosse wie ein Sturmwind über den glatten Asphalt.

Kurt hatte kaum so viel Zeit, in die nächste Tür zurückzutreten, da hielt das prachtvolle Gespann bereits vor dem Aufgang zur Hausmannschen Wohnung.

* * *

Inzwischen war Harry Laudon zur Hausmannschen Wohnung emporgestiegen und von Lotte und Käthe im Salon empfangen worden. Seit die Damen aus Nauheim zurückgekehrt waren, erschien er jeden Abend nach Geschäftsschluß auf eine Stunde in der Steglitzer Straße.

Wie immer bei diesen Besuchen, ging die Unterhaltung auch heute um die Arrangements der bevorstehenden Hochzeit.

Lotte, der jedes äußerliche Gepränge verhaßt war, hatte sich für eine möglichst einfache, stille Feier im eigenen Hause oder in der nahen Zwölf-Apostelkirche ausgesprochen, war damit jedoch sowohl bei der Mutter wie bei ihrem Bräutigam auf einen heftigen Widerstand gestoßen, die beide eine Trauung in der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche und ein luxuriöses Prunkmahl im Kaiserhof verlangt und nach längerem Widerstreben Lottes auch schließlich durchgesetzt hatten.

Vor allem Frau Hausmann wünschte eine Feierlichkeit im größten Stile, die dem abtrünnigen Tiergartenviertel durch eine glänzende Zurschaustellung des Laudonschen Reichtums schlagend beweisen sollte, daß die Familie Hausmann sich mit dieser Heirat ihre einstige gesellschaftliche Stellung im Berliner Westen wieder zurückzuerobern gedenke.

Die Zahl der Einladungen belief sich auf mehrere Hundert; eine Reihe bedeutender Künstler war bereits zu Gesangs- und humoristischen Vorträgen verpflichtet und eine eigene Zigeunerkapelle aus Budapest für die Tafelmusik verschrieben worden.

Harry Laudon konferierte stundenlang mit dem Direktor des Kaiserhofes über die Tafelarrangements und entwarf eigenhändig eine Skizze für die Blumen- und Blattpflanzen-Dekoration des Kircheninnern.

Lotte saß während dieser ganzen Verhandlungen meist stumm beiseite, es war ihr ja so gleichgültig, welcher Text der Traurede unterlegt werden sollte, ob ihre Hochzeitsreise sich Sizilien oder die oberitalienischen Seen zum Ziel nahm.

Nur mit Mühe vermochte sie sich eine gewisse äußerliche Aufmerksamkeit abzuringen, als Harry jetzt an der Hand des Bädecker die Reisewege über die verschiedenen Alpenpässe erörterte und mit kaufmännischer Genauigkeit die einzelnen Aufenthalte in den großen Touristenplätzen Venedig, Rom und Neapel berechnete.

Immer wieder glitten ihre Blicke in heimlicher Prüfung über das harte Gesicht des Bräutigams, den Käthe, um ihr zu Hilfe zu kommen, durch einen Strom von Fragen fortwährend in Atem hielt.

Die relative Ungebundenheit, die sie fern von Berlin und der Person Harrys während ihres Nauheimer Aufenthaltes genossen, hatte ihr ein Gefühl von Unabhängigkeit vorgetäuscht, das fast dem völliger Freiheit gleichgekommen war.

Mit der heutigen Begegnung auf dem Potsdamer Platz jedoch war es ihr plötzlich wie Schuppen von den Augen gefallen, in welch eine verderbliche Selbsttäuschung sie sich allmählich hineingewiegt hatte.

Eine Ehe mit Harry Laudon!

Je länger sie über diesen Gedanken nachsann, um so zwingender kam es ihr zum Bewußtsein, daß der Mann, der ihr jetzt zur Seite saß, der sie bald mit Leib und Seele als seine Beute, als sein Eigentum begehrte, für sie ein völlig fremder war und für immer ein Fremder bleiben würde.

Auf einmal konnte sie es gar nicht mehr erwarten, daß Harry aufstand und den Salon verließ; sie fühlte sich unfähig, ihn länger in ihrer Umgebung zu ertragen und sie zitterte doch wieder vor dem Moment, da sie ihn nach dem Gebot der gesellschaftlichen Konvention bis zur Tür begleiten und ihm in sklavischer Duldung den Mund zum Kusse reichen mußte.

Um ihre große Unruhe zu verbergen, ging sie endlich nach dem Speisezimmer hinüber und hantierte hier zwecklos in den Wäschekartons herum, die am Nachmittag von Gerson gekommen waren, und nun in großen Bergen die Platte des mächtigen Ausziehtisches bedeckten.

Erst als Harry sich in der achten Stunde verabschiedet hatte und sie mit Käthe beim Abendbrot saß, begann die stürmische Erregung ihres Innern wieder langsam abzuebben.

Die Mutter nahm an dem kleinen Mahle der Schwestern nicht teil; die Strapazen der Heimreise von Nauheim hatten sie derart angegriffen, daß sie seit ihrer Ankunft in Berlin auf ärztliche Anordnung wieder fest das Bett hüten mußte.

„Mutters Zustand macht mir schwere Sorge!“ sagte sie. „Ich finde, Nauheim hat ihr diesmal mehr geschadet als genützt! Auch das Gesicht Dr. Dorns bei seiner Morgenvisite war sehr ernst.“

„Mutter hat sich wieder über Pauls Brief so aufgeregt!“ versetzte Käthe. „Paul hat sich anscheinend eingebildet, in der Laudonschen Filiale in London den großen Herrn spielen zu können und es gefällt ihm nun natürlich sehr wenig, daß Harry ihm so scharf auf die Finger paßt. Ich verstehe ja Pauls Situation vollkommen. Harry wäre der Letzte, den ich mir zum Chef wünschte! Die Sache ist aber doch nicht zu ändern, und Paul kann froh sein, daß Harry ihn nach allem, was zwischen ihnen vorgefallen ist, noch einmal in einer so günstigen Position in seinem Englandgeschäft untergebracht hat! Jetzt will er seine Stellung in London aufgeben und nach Amerika auswandern! Meinetwegen kann er ja tun und lassen was er will, nur soll er Mutter mit seinen Briefen verschonen!“

„Ja, die Hochzeit!“ gab Lotte gedankenverloren zurück. „Manchmal meine ich, sie dürfte gar nicht zustande kommen! Mir ist ja so angst, Käthe, vor all' dem Neuen, vor dieser Ehe, vor meiner ganzen Zukunft!“

Mit einem verträumten Blick sah Lotte in das grünbeschirmte Licht der großen Hängelampe.

Der furchtbare Auftritt mit dem Bruder stand plötzlich wieder vor ihrer Seele, da sie mit ihm an diesem selben Tische um das Glück ihres Lebens gerungen hatte.

„Hat Paul sich darüber geäußert, ob er zu meiner Hochzeit kommen wird?“

Die Schwester schüttelte den Kopf.

„Er will nicht kommen! Unter keiner Bedingung! Er schreibt, es sei ihm zu peinlich, schon jetzt wieder in Berlin öffentlich aufzutreten! Ich glaube, gerade diese Absage Pauls ist Mutter so nahegegangen! Wir wissen doch beide am besten, wie sie sich schon seit Wochen darauf freut, Paul bei Gelegenheit der Hochzeit wiederzusehen!“

Käthe hatte ihren Teller zurückgeschoben und legte die Hand beschwichtigend auf die Schulter der Schwester.

„Du bist heute aufgeregt, außer dir!“ sagte sie. „Laß ein paar Tage vergehen, und du hast dich wieder in das alte Gleis gefunden! Es ist im Grunde ja doch nur das Wiedersehen mit Kurt Rasmus, das dies alles wieder in dir aufgerührt hat!“

Mit einer hastigen Bewegung warf Lotte den Kopf zurück. „Kurt Rasmus, Käthe? Mag sein, daß er den äußeren Anstoß gegeben hat! In meiner Seele aber hat es schon lange geschlummert, welch' ein Verbrechen eine Ehe ist, wie ich sie schließen will!

„Ich kann den Mann nicht heiraten!“ brach sie plötzlich leidenschaftlich aus. „Lieber lauf' ich direkt in die Spree, ehe ich das über mich ergehen lasse!“ —

Sie war bei den letzten Worten vom Tisch aufgesprungen. Wie in einem Wirbelsturm erhob sich in ihr wieder die ganze Glückssehnsucht ihres heißen, jungen Herzens.

Ohne auf die Bitten Käthes zu achten, verließ sie das Speisezimmer und setzte sich in ihrem kleinen Mädchenstübchen an das offene Fenster.

Sie mußte in ihrer momentanen Stimmung allein sein; selbst die Gegenwart der Schwester war ihr auf einmal zu viel geworden.

Und während sich ihre Blicke in die schwärzliche Tiefe des Hofes hinabsenkten, der sich wie ein dunkler Schacht unter ihr zu öffnen schien, überkam sie plötzlich ein übermächtiges Verlangen, sich durch einen einzigen Sprung in den drohenden Abgrund zu ihren Füßen von aller Qual ihrer Seele zu befreien.

Schon hatte sie sich mit dem Oberkörper fast ganz zur Brüstung des Fensters hinausgelehnt, da fühlte sie sich von zwei Armen umschlungen und gewaltsam auf ihren Stuhl zurückgerissen.

„Lotte!“

Die Schwester stand vor ihr, atemlos vor Angst und Erregung.

„Lotte!“ stammelte sie von neuem. „Was ist dir, was hattest du im Sinn?“

Und plötzlich lag sie vor ihr auf den Knien und klammerte sich mit beiden Händen um ihr Kleid.

„Lotte, erbarm' dich, tu' uns das nicht an! Versprich mir, daß du das nie wieder versuchen wirst!“

Da neigte sich Lotte langsam zu der Weinenden hinab und barg ihr Gesicht wie in einer Anwandlung von Scham tief in Käthes schwerer, blonder Flechtenkrone.

Wenn jetzt die Schwester nicht gewesen wäre und sie blutig und zerschmettert, eine formlose Masse, da unten auf dem harten Pflaster läge!

„Weine nicht, Kätchen!“ flüsterte sie ganz leise. „Es ist ja schon wieder vorbei! Ich muß und werde mein Leben weiterschleppen!“

* * *

Ellen Walden saß in dem Erker ihres kleinen Salons und sah in die sinkende Abenddämmerung des Nollendorfplatzes hinaus.

Die Generalprobe der „Siegerin“ hatte sich bis in den späten Nachmittag hineingezogen.

Der sonst so ruhige, väterlich-freundliche Oberregisseur war heute von einer kaum erträglichen Ungeduld und Unzufriedenheit gewesen; noch in letzter Stunde hatte er in einzelnen Dialogpartien des zweiten und dritten Aktes unbarmherzig mit dem Rotstift gewütet und ganze Szenenreihen bis zur Erschöpfung der Darsteller immer von neuem wiederholen lassen.

Kurt, der der Probe von einer Parkettloge aus beigewohnt, hatte zu allen Ausstellungen des erregten kleinen Mannes mit unerschütterlichem Gleichmut geschwiegen und auch später, als er mit Ellen in einem Weinrestaurant am Zoologischen Garten zu Mittag gespeist hatte, war das voraussichtliche Geschick seines Schauspiels von ihm mit keiner Silbe berührt worden.

In banger Sorge hatte Ellen diese auffällige Interesselosigkeit vierundzwanzig Stunden vor der Entscheidung beobachtet.

Sie fühlte es unwillkürlich, daß sich hinter der scheinbaren Apathie des Geliebten nur die Stille verbarg, die dem Sturm voraufzugehen pflegt, und sie scheute doch wieder eine offene, freie Frage, in einer unbestimmten Angstempfindung, mit einem einzigen, unvorsichtigen Wort das letzte hemmende Wehr vor dem Anprall einer wild überflutenden leidenschaftlichen Auseinandersetzung aufzureißen.

Je eindringlicher sie sich das verstörte Gesicht Kurts vergegenwärtigte, um so mehr festigte sich in ihr die Gewißheit, daß sich hinter dieser undurchdringlichen Stirn ein Entschluß von unberechenbarer Tragweite vorbereitete; ein Entschluß, von dem sie in ihrem feinen, weiblichen Instinkt zu erraten glaubte, daß er sich in seinen Wirkungen nur gegen eine Einzige richten konnte, gegen sie selbst.

All' seiner Versprechungen ungeachtet, war Kurt in den letzten Tagen fast noch unzugänglicher und menschenscheuer geworden als zuvor.

An eine Entschuldigung für seine fast abstoßende Kälte und Gleichgültigkeit dachte er überhaupt nicht mehr, in verbissenem Schweigen saß er die kurze Stunde des Mittagessens mit Ellen ab und war dann im Verlaufe des ganzen übrigen Tages für sie vollständig unsichtbar.

Verschiedentlich war Ellen schon fest entschlossen gewesen, Kurt nach einer seiner hastigen Verabschiedungen einmal heimlich nachzugehen oder ihn unvermutet in seiner Wohnung aufzusuchen, um sich endlich über die so seltsame Wandlung seines Charakters Gewißheit zu verschaffen; immer wieder aber hatte sie ihre vornehme Denkart von einem solchen Schritt des Mißtrauens, der leicht einen unheilbaren Bruch ihres ganzen Verhältnisses nach sich ziehen konnte, noch im letzten Moment abgehalten. —

Mit einem tiefen Seufzer lehnte sich Ellen jetzt in ihren Stuhl zurück und legte das dünne Rollenheft der „Siegerin“, dessen letzten Akt sie noch einmal flüchtig durchflogen hatte, neben sich auf das Fensterbrett.

In diesem Augenblick bewegte sich die Portiere des Erkers und ein weiblicher Kopf lugte über das Geländer des kleinen Treppenpodestes.

„Mein Gott, Fräulein Ellen, Sie seufzen ja, daß man es bis auf den Korridor hört! Entschuldigen Sie die Störung! Ich wollte mir von Ihnen nur eine Brennschere

leihen! Bei mir herrscht wieder einmal eine unaussprechliche Unordnung!"

Mit diesen Worten trat Fräulein Laura Rotenhaus, eine rundliche, lebhafte Dame im Anfang der vierziger Jahre, die sich langsam darauf vorbereitete, das von ihr noch immer behauptete Fach der Salondame gegen das der komischen Alten einzutauschen, unter dem Portierenüberhang ganz zu Ellen in den Erker und schüttelte ihr herzhaft die Hand.

„Sie sollen doch nicht immer so in einer dunklen Ecke sitzen und Trübsal blasen!" schalt sie in einem fast mütterlich liebevollen Ton. „So jung und hübsch wie Sie, der Verzug des ganzen Publikums, und lassen seit vier Wochen in dieser Weise den Kopf hängen! Offen gestanden, Kind, das imponiert mir von Ihnen sehr wenig."

(Fortsetzung folgt.)

Der Fakir.

Es war kein Inder, sondern ein guter Deutscher. Aber er hatte mehrere Jahre in Indien gelebt und dort den Fakiren ihre Zauberkünste so glänzend abgeguckt, daß er sie selber zustande brachte. Er konnte Schlangen beschwören, Feuer schlucken und sich am Körper unverwundbar machen. Er konnte sich sogar auf ein Brett nageln lassen, ohne daß es seinem Wohlbefinden irgendeinen Abtrag tat. Und da die Leute für alles, was lebensgefährlich ist — oder wenigstens so aussieht — willig ihr Geld ausgaben, so beschloß er, aus seinem erlernten Fakirtum Kapital zu schlagen.

Auf einer eleganten Stuttgarter Kleinkunstbühne sollte der Fakir aus Deutschland erstmalig auftreten. In Riesenlettern stand sein Name auf den Anschlagzetteln. Er war schon vor seinem Auftreten eine Sensation ersten Ranges. Schon viele Tage vorher waren alle Tische in den vornehm ausgestatteten Räumen vorbestellt. Kein Wunder, wenn man hört, daß sich die Direktion diese indisch-deutsche „Kanone" mit vierhundert Mark Gage für jeden Abend erkauft hat.

„Vierhundert Mark" pro Abend für eine einzige Nummer für ein Kabarett. Die anderen Künstler wollten natürlich auch leben. Und dann die Musik, die Beleuchtung, Beheizung, die Steuer . . .

Was kümmert das aber schließlich das Publikum? Mag das der Direktor mit sich abmachen. Mehr kann er ja schließlich nicht verlangen, als ein volles Haus.

Die „Premiere" soll vonstatten gehen, das Thermometer der Erwartung steht auf Siedehitze. Es wird ein Gestell auf die Bühne geschleppt, der Fakir stellt sich vor. Er erklärt, daß er sich jetzt auf das Gestell legen und die Arme auf die Unterlage stützen werde. Er bitte einen Herrn aus dem Publikum, aufs Podium zu treten und ihn an beiden Armen anzunageln. Welche Nägel er dazu verwende sei gleich, es könnten ruhig alte rostige Nägel verwandt werden. Je rostiger, desto besser.

Fiebertemperatur im Publikum. Niemand will das schauerliche Handwerk übernehmen. Es werden Stimmen laut, die sagen, man solle es genug sein lassen des grausamen Spiels. Andere entgegnen, dazu hätten sie nicht das teure Eintrittsgeld bezahlt. Aber den Henker wollten auch sie nicht spielen. Schließlich tritt ein Befrackter vor die Rampe und gibt im Namen der Direktion die Erklärung ab, da sich niemand aus dem Publikum fände, der die Nagelung vorzunehmen gesonnen sei, so werde ein Arzt herbeigeholt werden, der die Exekution vornehmen solle.

Ruhe vor dem Sturm. Man wartet geduldig auf den Medizinmann und nippt inzwischen an den Weinkelchen. Nach knapp einer Viertelstunde ist auch der Herr Doktor zur Stelle. Man ist viel ruhiger geworden. Man weiß, wenn die Nagelung nicht glatt abläuft, wird der Exekutor sofort zur Rettung des Schwerverletzten schreiten.

Doch es kommt wirklich anders, als alles denkt. Der Arzt nagelt den Fakir, und dieser lächelt dabei. Kein Tropfen Blut fließt. Der Mann erweist sich in der Tat als unverwundbar! Befriedigt geht das Publikum heim; es hat für sein Geld sehen dürfen, wie ein lebendiger Mensch festgenagelt wird.

Am anderen Tage spricht ganz Stuttgart vom genagelten Fakir. Die Zeitungen brachten seine Lebensgeschichte, die illustrierten Blätter sein Bild. Nun er aber einmal richtig genagelt wurde, war auch der Bann gebrochen. Die es noch nicht gesehen hatten, liefen zum Fakir, brachten Nägel gröbsten Kalibers mit und hämmerten sie in sein Fleisch. Vierzehn Tage lang nagelten und nagelten sie. Und der Fakir lächelte und lächelte. Und strich allabendlich seine vierhundert Mark ein. In zwei Wochen an sechstausend Goldmark Verdienst für ein paar eingehämmerte und wieder herausgezogene Nägel, das lohnt sich. Der Fakir hatte sich an dem Engagement gesund gemacht.

Der Kabarett-Direktor war aber daran kaputt gegangen! Er hat die vierzehntägige Nagelung nicht aushalten können. Die deutsch-indische „Kanone" blieb selber unverwundbar, aber grub dafür ihrem Direktor das Grab. Ihm bedeutete die Nagelung ein Aderlaß, dem er nicht standzuhalten vermochte.

Der Fakir aber wird sich weiter festnageln lassen, in Berlin, Hamburg, Leipzig, Paris, London oder sonstwo in der großen Welt. Vielleicht trifft er dort Varieteeleiter, die auch gegen Riesengagen von „Kanonen" unverwundbar sind. Artur Iger.

Pläne für den Weltflugverkehr.

U. E. Berlin, 28. November.

Das Projekt, das zurzeit zwischen Deutschland und Rußland verhandelt wird, nämlich der Flugverkehr Berlin—Peking durch Rußland, ist eine rein deutsch-russische Angelegenheit und hat mit den großen Plänen des Weltflugverkehrs wenig zu tun. Man erkennt das beim Drehen des Globus, denn die Strecke durch Rußlands Mitte ist viel zu lang, ist gar nicht die direkte Luftlinie zwischen Europa und Ostasien. Diese führt vielmehr über die Arktis, und zwar über Oslo (früher Kristiania)—Haparanda—Nowaja Semlja—Sibirisches Eismeer—Jenissei-Fluß—Japanisches Meer—Tokio. Dieser Weg beträgt 10000 Kilometer. Quer durch Rußland ist er 3400 Kilometer weiter! Man spart also 25 Stunden Flugdauer, wenn man über das arktische Eismeer den Weg nimmt.

Die Fäden des internationalen Weltluftverkehrs sind schon so dicht gesponnen, daß die ersten Anzeichen eines Netzes sichtbar werden; Aufgabe der Menschheit wird es sein, in den nächsten Jahren die Maschen noch enger zu ziehen. Die unter dem Präsidium von Fritjof Nansen stehende Internationale Studiengesellschaft hat soeben in einer Denkschrift dargelegt, daß sich mit Luftschiffen sehr wohl die Arktis überqueren lasse falls man in ihr — Stützpunkte schaffe!

Damit sind die Inseln aus Eis, die bisher nur forschungsweise Interesse hatten, auf einmal recht wichtig und wertvoll geworden, und die verschiedenen in ihrer Nähe liegenden Staaten (Schweden, Norwegen, England, Rußland, Japan sowie die nördlichen Randstaaten) beginnen sich für diese und jene Insel zu interessieren und die Besitzergreifung vorzubereiten. Denn daß in wenigen Jahren eine Fluglinie auf dem oben beschriebenen Wege existieren wird, dürfte außer jedem Zweifel stehen.

Nicht weniger wichtig als Ostasien ist aber ganz Amerika für uns, und wenn wir Luftlinien nach Japan und Peking schaffen, dürfen wir mit Amerika nicht zurückstehen. Das ist auch gar nicht beabsichtigt. Vielmehr will der Junkers-Aero-Lloyd zwei Transatlantik-Linien einrichten: Europa—Nordamerika und Europa—Südamerika. Natürlich ist hier nicht an Luftschiffe, sondern an Großflugzeuge gedacht, an Riesenaeroplane mit 60 Meter Spannweite und Kabinen für 60 Fluggäste. Mit dem Bau dieser gewaltigen Vögel soll nächstes Jahr begonnen werden, sobald die Londoner Bestimmungen über die deutsche Luftfahrt aufgehoben sind.

Am einfachsten ist (entgegen vielfacher Annahme) der Weg nach Südamerika. Als Ausgangsort in Europa ist der Bodensee gedacht. Von hier führt die erste Route (2000 Kilometer) nach Sevilla, wo ein Wasserflughafen bereits besteht. Von dort geht's (2700 Kilometer) nach Dakar, der westlichen Küste Afrikas, wo allerdings eine Landestation erst angelegt werden müßte. Und dann kommt die letzte größte Etappe (3000 Kilometer) quer über den Ozean nach Pernambuco, der östlichen Küste von Südamerika. Pernambuco würde seinerseits wieder Ausgangsort verschiedener Linien werden, nach Rio de Janeiro, Buenos Aires usw. In etwas über zwei Tagen, mit den Zwischenlandezeiten genau in 55 Stunden, könnte die Strecke Bodensee—Pernambuco bewältigt werden. Bis Sevilla benötigt man 13, bis Dakar 18, bis Pernambuco 18 Stunden reine Flugzeit.

Schwieriger ist die Sache mit Nordamerika, da hier der noch zu geringe Aktionsradius der Flugzeuge sich hindernd in den Weg stellt. Bis zur Westküste von Irland (das dem nordamerikanischen Festland näher liegt als Spanien!) kommt man gefahrlos, aber dann ist bis zur Südspitze von Grönland eine Strecke von fast 4000 Kilometer zu bewältigen, die für unsere Flugzeuge zurzeit noch etwas zu weit ist. Von Grönland nach dem Festland von Nordamerika ist ein „Katzensprung". Man hofft jedoch, den Aktionsradius der Großflugzeuge derart erweitern zu können, daß auch die Etappe Irland—Grönland überwunden werden kann.

Zur gleichen Zeit laufen Versuche, einen funkentelephonischen Verkehr zwischen Flugzeug und Festland zu schaffen, und zwar wurden die Versuche von Bord der Überseedampfer aus gemacht. Zwischen dem Lloyddampfer „Columbus“ und der Küstenstation Norddeich sind die ersten Gegenseitigkeitsgespräche geführt worden und damit hat das Problem als praktisch gelöst zu gelten. Bisher konnte man nur „einseitig“ sprechen, d. h., wenn der eine sprach, mußte der andere zuhören, dann wurde umgeschaltet und nun konnte der andere sprechen, während der eine zuhörte. Nach Durchführung der neuesten Versuche aber kann man vom Schiff aus mit dem Festland sprechen wie am gewöhnlichen Telephon in der Stadt. Von der Verbindung Schiff—Festland zu Flugzeug—Festland ist aber kein so weiter Weg mehr. Wenn man im Sommer 1926 sämtliche großen Dampfer mit Bordtelephonie ausgerüstet zu haben hofft, dann dürften vielleicht zwei Jahre später auch Luftschiffe und Flugzeuge mit dieser Neuerung versehen sein. Wir befinden uns im Zeitalter des Weltluftverkehrs und da gibt's kein Halten mehr. U. E.

An den Grenzen der Erde.

Von Dr. Rudolf Wegener-Berlin.

Wo liegen die Grenzen der Erde? Da sie einer Kugel gleicht, überall und auch nirgends. Wir suchen uns vier eigentümliche Endpunkte aus, die besonders in der Wissenschaft eine große Rolle spielen, nämlich den Nordpol, Südpol, den höchsten Gipfel und den tiefsten Meeresgrund.

Versetzen wir uns auf den Nordpol. Im April 1909 kam ihm der Amerikaner Peary in Sichtweite nahe. Eine Unmenge Packeismassen häufen sich dort auf, denn Wasser bildet den Untergrund; kein fester Boden umgibt den Drehpunkt der Erde, sondern nur tiefes Meer. Eine Kälte von durchschnittlich 25 Grad Celsius herrscht hier, die in der langen Polarnacht noch tiefer sinken kann. Wo wir auch hinblicken, stets haben wir Süden vor uns. Osten und Westen gibt es nicht, alle Winde müssen aus Süden wehen. Ein halbes Jahr kann man die Sonne sehen, die gleiche Zeit ist sie unseren Blicken verborgen. Würde die Erdachse in Wirklichkeit bestehen, und nähmen wir auf ihr Platz, so dauert es volle 24 Stunden, bis wir einmal herumgedreht sind.

Wir wandern nach dem Südpol. Ähnliche Verhältnisse wie im Norden trifft man auf ihm. Der Norweger Amundsen und der Engländer Scott erreichten diese Stelle im Dezember 1911 und Januar 1912 bei einer Kälte von 30 Grad. Eine weite ebene Hochfläche von gegen 3000 Meter Höhe breitete sich vor ihren Augen aus. Hier liegt festes Land und kein Wasser wie am Nordpol. Nur die Nordrichtung ist möglich, es wehen nur Nordwinde. Mittag ist dann, wenn in dem halben Jahre die Sonne am höchsten steht, also bei Sommersbeginn.

Wir klettern jetzt auf den höchsten Berggipfel, den Everest im Himalaja, der eine Höhe von fast 9000 Metern hat und ungefähr unter der geographischen Breite von Kairo liegt. Kühne Bergsteiger aus England erreichten im Jahre 1924 rund 8600 Meter über dem Meeresspiegel. Nur eine kurze Strecke trennte sie vom Ziel, wahrscheinlich hat ihr Sauerstoffapparat seine Dienste versagt, so daß sie zugrunde gehen mußten. Die Kälte belief sich auf etwa 50 Grad, der Luftdruck beträgt in dieser Höhe etwa zwei Siebentel von dem auf dem Erdboden. Wir würden dort gleich von der Bergkrankheit befallen werden. Wasser ist da oben höchst selten zu finden, bei dem geringen Luftdruck siedet es schon bei etwa 78 Grad. Hätte man auf dem Mount Everest nach allen Seiten hin freien Überblick, könnte man bei klarstem Wetter rund 360 Kilometer weit sehen, etwa so weit, wie Berlin von der Nordseeküste entfernt ist.

Wir begeben uns in das Meer, und zwar dorthin, wo die tiefste Stelle liegt. Östlich von den Philippinen-Inseln befindet sich eine Meeresrinne, deren Tiefe das deutsche Schiff „Planet“ im Jahre 1912 durch ein Lot mit 9788 Meter festgestellt hat. Der ganze Mount Everest könnte hier versenkt werden und er würde noch etwa 1000 Meter unter dem Meeresspiegel liegen. Die Temperatur beträgt hier nur wenig über 0 Grad. Tiefe Dunkelheit lagert über dem Meeresboden. Der Wasserdruck ist ein ungeheurer, bald tausendmal stärker als der Luftdruck auf ebener Erde. Wir würden vollständig zerquetscht werden. Heraufgebrachte Tiefseefische platzen an der Oberfläche des Meeres oft auseinander, weil dann ein ganz anderer Druck auf ihnen lastet.

Was sind aber Erhebungen und Tiefen von 9000 Metern im Vergleich zum Erdhalbmesser? Sie betragen nur ungefähr den 700. Teil und es würden auf einem Globus, der einen Durchmesser von 1.40 Meter hat, solche Höhen oder Tiefen nur 1 Millimeter ausmachen.

Bunte Chronik

* **Selbstmord wegen eines Hauptgewinns.** Dieser Tage hat sich der in München wohnhafte italienische Kaufmann Capuani, auf den ein Los mit einem Gewinn von 500000 Mark gefallen war, erschossen. C. hatte in einer lustigen Gesellschaft einen Revers unterzeichnet, in dem er sich verpflichtete, im Falle eines Gewinnes die Hälfte des gewonnenen Betrages dem Verbande Münchener Kaminfeger, die andere Hälfte den Münchener Brauereien zuzuwenden. Er gewann nun wirklich den Haupttreffer, und in der Aufregung darüber, daß seine Unterschrift rechtsgültig sein könnte, nahm er sich das Leben.

*

* **Des Tieres Heimweh.** Vor Jahresfrist verkaufte ein Landwirt in Frose (Harz) sein Pferd an einen Güterslaher Bewohner, der das Tier weitergab, bis es schließlich von Zigeunern erworben wurde. Als vor einigen Tagen diese braunen Gesellen den genannten Ort mit ihrem Besuch „beehrten“, um hier im Freien zu nächtigen, erkannte das Pferd die Straßen und Wege wieder, die es in früheren Zeiten bei besserer Krippe und Pflege so oft beschritten hatte. Als um die Mitternachtsstunde seine Wächter sich auf das Lager geworfen hatten, riß es sich los und trabte im Galopp durch die dunklen Dorfstraßen. Am Tor seines früheren Besitzers H. begehrte es stürmisch Einlaß. Die Wiedersehensfreude und das Liebkosen war groß, aber nur kurz, denn die braunen Gesellen führten das treue Tier bald wieder davon.

*

* **Eine Affenkomödie.** In Hamburg lebte einst ein Kaufmann, der einmal Besuch von einem Freunde erhielt. Dieser Freund führte einen kleinen, niedlichen Affen mit sich, der der Frau des Kaufmannes so gefiel, daß sie ihren Mann bat, auch einen solchen anzuschaffen. Der Kaufmann erkundigte sich nach der Herkunft des Tieres und erfuhr, daß es von einer überseeischen Handlung stammte. Deshalb schrieb er dahin, indem er um Lieferung von ein oder zwei Affen bat. — Einige Wochen später kamen bei dem Kaufmann 57 Affen an. In dem Begleitschreiben hieß es: „Zu meinem Bedauern kann ich Ihnen zunächst nur 57 Affen liefern, da ich von der gewünschten Art nicht mehr vorrätig habe. Die fehlenden 45 Affen werde ich Ihnen mit nächster Gelegenheit zugehen lassen.“ Das war natürlich des Guten zuviel. Wie sich denn auch später herausstellte, war der Irrtum dadurch entstanden, daß der Besteller geschrieben hatte: Senden Sie mir 1 o. 2 Affen. o war die Abkürzung für „oder“, war aber offenbar beim Ablöschen verwischt worden, so daß der Empfänger las: Senden Sie mir 102 Affen. Natürlich ließ der Besteller die Affen wieder zurückgehen, mußte allerdings die Transportkosten ersetzen.

Lustige Rundschau

* **Die Schutzbrille.** Bei einer Fabriksbesichtigung sehe ich in der Drehereiabteilung, daß die Leute bei der Arbeit eine Schutzbrille neben sich liegen haben. Ich erkundige mich, warum sie sie nicht aufsetzen, worauf mir der Werkmeister erwiderte, die Leute trügen sie nicht gern. Sie meinen, sie behindere sie an schneller Arbeit. — „Ja, wozu haben sie denn die Schutzbrille neben sich liegen?“ forsche ich weiter. — „Nur zum Schutz, wenn Kontrolle kommt. Dann setzen sie sie schnell auf“, erklärte der Werkmeister.

*

* **Der Steckbrief.** Aus dem Zuchthaus Waldheim entflieht ein Verbrecher. An alle Polizeistationen im Reich ergehen Steckbriefe. Mit drei Aufnahmen des Entflohenen. Von vorn, von rechts und von links. Drei Tage später trifft aus Luchau eine Depesche ein: „Zwei der gesuchten Verbrecher verhaftet. Dem dritten auf der Spur. Gemeindebüttel Luchau!“

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.